

Die Neue Welt

Nr. 9

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

An mein Volk.

Von Ludwig Leffen.

Von denen wird Dich keiner retten,
Von jenen bleichen, glatten Herrn,
Die Dir von Freiheit und von Ketten
Heut singen, weil es just modern! —
Kein Einzelner wird Dich erlösen,
Wird Dich von Zwang und Frohn befreien! —
Bald schlägt die Stunde allen Bösen! . . .
Du selbst wirst Dein Messias sein!

Auch nicht auf Jene darfst Du hören,
Die Dich mit hohler Litanei
Verheßen wollen und bethören!
Volk! mach von dieser Brut Dich frei!
Du kennst den Weg, den Du wirst wandeln!
Du weißt die Ziele, die allein
Die Kraft Dir geben, kühn zu handeln!
Du selbst wirst Dein Messias sein!

Laß rechts und links es um Dich wanken! —
Dein Weg geht vorwärts durch die Nacht!
Du stolzer Kämpfer der Gedanken!
Du Feind von List und Niedertracht! —
Fern graut der Tag . . . und eine Röthe
Wächst groß in Deine Nacht hinein! . . .
Bald naht das Ende aller Nöthe:
Du selbst wirst Dein Messias sein!

Im Zwischendeck.

Memoiren eines Auswanderers. Von Johannes Gaulke.

I.

Die Abfahrt und der erste Tag an Bord.

Die aufgehende Frühlingssonne sandte ihre ersten Strahlen auf die weithin sichtbare Fläche des Rindersees, von dessen Gestade sich die alte Handelsstadt Amsterdam in malerischer Gruppierung abhebt. Ein leichter Morgennebel umhüllte noch die einzelnen Gegenstände, nur einige altersgraue Finnen und Thürme der Stadt traten deutlich hervor. Für die Großstädter schien der Tag noch nicht angebrochen zu sein, während im Hafen bereits ein äußerst lebhaftes Getriebe sich entfaltete. Dort rüstete sich ein altes holländisches Segelboot, das uns neben den modernen, mit allen Errungenschaften der Technik ausgestatteten Ozeandampfern wie eine Reliquie aus alter Zeit erscheint, zur Ausfahrt. In den Masten und Wanten sieht man Matrosen mit der Behendigkeit von Fischfänger umherklettern, vom Steuer vernimmt man die sonore Stimme eines alten Seebären, des Schiffskapitäns; er blickt auf seinen Chronometer, dann zum Himmel, kein Wölkchen ist sichtbar. Eine leichte Brise schwellt die Segel, er kann das Signal zur Abfahrt geben. Dazwischen drängen sich Fischerboote, deren Bemannung die Vorbereitung zum Fischfang trifft; die Nege sind bereits vom Trockenstand hereingenommen, noch wenige Minuten, ein kräftiger Ruck des Steuermanns und das Fahrzeug treibt in die offene See.

Das regste Getriebe herrschte aber an Bord des „P. Calland“, eines der ältesten Auswandererschiffe der Niederländisch-Amerikanischen Gesellschaft. Weithin ist ein dumpfes Rollen und Schnaufen zu vernehmen, die Maschine ist in voller Thätigkeit, ein riesiger Haufen von Kaufahrteis- und Passagiergütern muß in wenigen Stunden im Rumpf des Schiffes verstaubt werden. Arbeiter rollen auf Handtarren die Stücke bis an das Schiff, dann setzt sich

das Hebelwerk in Bewegung, eine Kette senkt sich nieder, daran werden die Ballen und Kisten befestigt, um in den Lagerraum transportirt zu werden. Dieses Spiel wiederholt sich unaufhörlich. Dazwischen ertönen allerhand Ausrufe, mehrere Arbeiter wälzen einen Niesenballen heran, in kurzen Intervallen stoßen sie unartikulirte Laute aus; andere sind mit dem Zählen und Signiren der Gegenstände beschäftigt. Auf dem Dampfer laufen die Offiziere in geschäftiger Eile hin und her, die Mannschaften sind zum Theil in den unteren Räumen beschäftigt, andere arbeiten an Deck oder in dem Maschinenraum; sie Alle bilden nur einen Theil des riesigen Organismus, gewissermaßen das animale Nervensystem eines modernen Auswandererschiffes.

Inzwischen beginnt auch die Einschiffung der Passagiere. Am Vorderdeck ist eine steile Treppe angelegt; von allen Seiten drängen die Menschen heran, ein Jeder trägt ein Bündel auf dem Arm oder dem Rücken, die einzigen Habseligkeiten der Auswanderer, von denen man sich ungern trennt. Bessersituirte sind auch mit Betten und Tüchern beladen. Velelei altes Gerümpel schleppt man hinein, ein altes Mütterchen, einen Knaben an der Hand führend, umklammert mit der anderen krampfhaft ein Bündel, aus dem neugierig ein Spinnrocken, eine Kaffeemühle und ein dreibeiniger Kochtopf hervorlugen. Dann folgt ein Trupp junger Leute in etwas animirter Stimmung, sie singen das bekannte Liedlein: „Muß i denn, muß i denn zum Städlein hinaus“, ein Feldeisen und ein Wanderstab bilden ihre ganze Habe. Ihnen schloß ich mich mechanisch an, während die sonderbarsten, vorher nicht gekannten Empfindungen mich beschlichen; ich hätte aufschreien können vor Schmerz, Wuth und Entrüstung, als ich die Treppe, die zum — Zwischendeck führt, bestieg, und wiederum schnürte es mir die Kehle zu angesichts dieser elenden Umgebung. Unten angelangt, wurden die Bettstellen, die übereinander geschichtet sind, belegt. Ein wüthes Durcheinander entsteht in den schwach erleuchteten Räumen, überall stolpert man über Menschen; man vernimmt ein Fluchen und Schimpfen

in allen Sprachen, dazwischen das Geleise von Weibern und Gewimmer von Kindern.

Immer neue Passagiere drängen herein. Die oberen Kämmligkeiten, das Junggesellendeck, sind schon bis auf den letzten Platz belegt. Der Strom wird dann eine Treppe tiefer gelenkt. Hier herrscht selbst an klaren Tagen ein Dämmerlicht, nur in unmittelbarer Nähe des Lichtschachtes, der beide Etagen in der Mitte durchschneidet, ist man im Stande, Gegenstände von einander zu unterscheiden. Die untere Etage des Zwischendecks ist speziell als Familienraum ausersehen, hier sind in kleineren Abtheilungen, die vier bis acht Betten fassen, alte und junge Leute beiderlei Geschlechts untergebracht.

Wer einen Platz erobert hat, eilt wieder auf Deck. Hier bilden sich bald Gruppen, die lebhaft über die bevorstehende Reise diskutieren oder Reminiscenzen zum Besten geben, Andere, ganz im Banne der neuen Umgebung stehend, lugern mit offenem Munde umher. Plötzlich ein Glockenschlag! Es war das Signal zur Abfahrt des Dampfers. Die Stricke wurden eingezogen, die Barrieren geschlossen und die Trittbretter abgestoßen. Ein dumpfes Schnaufen und Wischen aus dem Maschinenraum, der Dampfer setzte sich langsam in Bewegung. Ein hundertfältiges „Auf Wiedersehen“ vernahm man in vielen Sprachen von beiden Seiten. An der Anlegestelle hatte sich eine vielköpfige Menschenmenge angesammelt, theils waren es Angehörige der Auswanderer, theils jene gewohnheitsmäßigen Müßiggänger, die sich stets dort einfinden, wo es etwas zu sehen giebt. In die Abschiedsrufe mischten sich die Klänge einer Schiffskapelle, die dem Dampfer das Geleit gab, da der alte „P. Calland“ keine eigene führte.

In majestätischer Würde durchschnitt der Dampfer im Festgewand das Wasser, auf dem Vordermast wehte das Sternbanner, auf dem hinteren die Flagge der Schiffsgesellschaft, während am Steuer die holländische Flagge aufgehißt wurde. Unbekümmert um das Getriebe der Menschen, gleichsam als regierten ihn höhere Kräfte, die allen menschlichen Regungen

unzugänglich sind, bewegte sich der „P. Calland“ schneller und schneller, der Zwischenraum zwischen ihm und dem Ufer wurde von Sekunde zu Sekunde größer. Die Schiffskapelle war auch schon bei dem letzten Stück ihres Repertoires angelangt; zuerst hatte sie ein melancholisches Volkslied vorgetragen, dann ein holländisches Nationallied und zum Schluß folgte ein Galopp, der in größerer Schnelligkeit, als gerade erforderlich, herunter gespielt wurde. Darauf packten die Leute eiligst ihre Sachen zusammen, um vielleicht an anderer Stelle etwas zur Erbauung ihrer lieben Mitmenschen beizutragen. Auch die Zurufe verstummten von beiden Seiten allmählich, da man sich nicht mehr vernehmen konnte; dafür winkte man aber um so anhaltender mit allen zur Verfügung stehenden Tüchern. Das war der letzte Abschiedsgruß der Auswanderer an die Heimath.

An Bord hatten sich die Passagiere auf die Backbordseite zusammengedrängt, die Augen starr auf das verschwindende Gestade des Zundersees gerichtet; noch immer genoß man einen wunderbaren Fernblick auf die alte Handelsstadt, die von einem Walde von Masten und Dampferschornsteinen eingerahmt ist; aus ihrem Häusermeer erhoben sich noch weithin sichtbar zahlreiche Kirchtürme und mächtige Profanbauten älterer und neuerer Zeit, und hoch am Himmelsgewölbe stand die Frühlingssonne und strahlte ihr Licht auf diese abwechslungsreiche Szenerie aus. Nach kurzer Zeit wechselte der Dampfer seinen Kurs und steuerte in den Schiffsfahrtskanal, der den Zundersee direkt mit der Nordsee verbindet. Diese Gegend weist wenig interessante Punkte auf, eine gleichförmige, unbewaldete Hügelkette zieht sich an beiden Ufern entlang, nur einige kleine Ortschaften bringen einige Abwechslung in die monotone Landschaft. Nach einer Stunde hatten wir den letzten Hafentort erreicht, wo der Dampfer anlegte, um die geeignete Meeresströmung abzuwarten. Die Passagiere empfanden einen großen Verdruß über diese Unterbrechung der Fahrt, ein Jeder erwartete mit Sehnsucht das offene Meer, an dessen äußerstem Ende das Land ihrer Wünsche lag. Ziellos schlenderte man an Deck umher, Einige streckten auch im süßen Nichtsthun alle Biere von sich, oder man schwächte über die kommenden Ereignisse, die Seefrankheit und ihre bösen Folgen. Am besten verstanden die zahlreichen Italiener sich über diese Eintönigkeit hinwegzusetzen. Einer der gebräunten Söhne der Abruzzen, ein baumlanger Kerl, holte aus seinem Reisefack, der alle seine Herrlichkeiten barg, ein Tambourin und schlug eins jener melodischen, kraftstrotzenden italienischen Volkslieder an. Bald sammelte sich eine Schaar seiner Landsleute um ihn, die gestikulierend und tanzend in den Gesang mit einfielen. Um sie herum hatte sich ein Kreis gaffender Zuhörer gebildet, die äußerst freigebig ihren Applaus spendeten. Recht heimathlich berührte mich der Zwischenruf eines Berliners: „Horch doch, Mutter, die schöne Musik, wie bei Schippanowsk!“ Die Italiener ließen sich aber durch die verschiedenen Intermezzos nicht in ihrer künstlerischen Thätigkeit stören. Von nah und fern strömten auch die Bewohner des Städtchens, durch den Gesang angelockt, herbei und äußerten ihre Freude über den unerwarteten künstlerischen Genuß durch laute Zurufe, Manche spendete sogar den edlen Sängern kleinere Geschenke. Dann fiel auch eine Münze unter die singenden Italiener und aus war es mit einem harmonischen Zusammenwirken der fahrenden Künstler, ein Jeder haschte nach der Münze, woraus sich eine reguläre Kugbalgerei entspann. Dies Schauspiel amüsierte die Zuschauer erst recht, und unaufhörlich flogen kleine Kupfermünzen an Bord, um deren Besitz jedesmal ein Kampf zwischen den leicht erregbaren Söhnen des Südens entbrannte, bis schließlich die Dozwischentunft eines Schiffsoffiziers dem Treiben ein Ende bereitete. Unwillig zerstreuten sich die Italiener und lagen bald im dolce far niente in allen Schiffswinkeln hingestreckt. Auch der anderen Passagiere bemächtigte sich eine gewisse Schläfrigkeit, man ärgerte sich, daß der Dampfer nicht vom Flecke konnte. Wenn man nur erst in das offene Meer, von dem der Europamüde instinktiv neue Kraft und Anregung erhofft, hinaussteuerte! Ich schlenderte

mittlerweile ins Zwischendeck, um mich mit den Dertlichkeiten näher vertraut zu machen. Dort wogte noch Alles wüst durcheinander, die wenigen Tische und Bänke waren über und über mit Gegenständen besetzt, ebenso die Bettstellen. Die Platzfrage war immer noch nicht gelöst, man zankte und keifte in allen Sprachen; dies Getriebe schien kein Ende nehmen zu wollen, bis schließlich der Obersteward, eine kräftige Seemannsgestalt, die Sache in die Hand nahm. Erst in holländischer, dann in deutscher Sprache brüllte er uns die Worte entgegen: „Alle ‚Schlowaken‘ hier her, die anderen Kerls‘ über!“ Wie ich bald erfuhr, waren unter dem Gattungsbegriff „Schlowaken“ alle Herrschaften, so da entstammen den Steppen Rußlands und Polens und die da wohnen an den Ufern der Wolga bis hinab ans schwarze Meer, ferner die gluthängigen Söhne der Abruzzen und die Völkerschaften des fernem Orients, zusammengefaßt, während man die volkstümliche Bezeichnung „Kerls“ auf die einer höheren Gesittungsstufe angehörnden Repräsentanten der germanischen Stämme anzuwenden beliebte.

Die Sonderung der Rassen sollten wir „Kerls“ — welche Bezeichnung ich der Einfachheit wegen für unsere Abtheilung auch ferner beibehalten werde — bald als eine wohlthuende Situation zur Aufrechterhaltung der Ordnung schätzen lernen. Selbst die Widerpenstigen fügten sich den Anordnungen des Oberstewards, der seiner Autorität, wenn nöthig, mit einigen gelinden Rippenstößen Geltung verschaffte. Bald hatten sich auch die „Schlowaken“ in Erkenntniß ihrer Interessengemeinschaft und der gleichartigen, durch keine Konvenienz angekränkelten Lebensgewohnheiten, trotz ihrer verschiedenen Sprachen, zu einer kompakten Masse den „Kerls“ gegenüber zusammengeschlossen. Nach dieser Sonderung der Nationen wies der Steward den Einzelindividuen einen bestimmten Platz an, soweit man sich noch nicht auf dem Wege der friedlichen Uebereinkunft über die Wahl der Betten geeinigt hatte. In unserem Zwischendeck kann sich jeder Nörgler, der an der Staatsautorität zu rütteln wagt, von dem wohlthätigen Einfluß einer überlegenen Persönlichkeit, wie es unter den gegebenen Umständen der Obersteward war, persönlich überzeugen: wo vor wenigen Minuten noch ein wüster Haufe auf- und niederwogte, sah man jetzt friedliche Menschen mit der Anordnung ihrer Karitäten beschäftigt, und nicht lange wahrte es, da hatte das Zwischendeck fast den Charakter eines mit eiserner Disziplin verwalteten Kasernenbodens angenommen. Hiernach ging es an die Vertheilung des Geschirrs, ein Jeder erhielt eine Schüssel und eine Blechkanne, und soweit der Vorrath reichte, auch einen Löffel zugewiesen, mit der wenig appetitreizenden Aufforderung, die Geräte in dem Bett zu verbergen, um Irrthümern aus dem Wege zu gehen. Der Steward gab uns zu verstehen, daß die „Schlowaken“ wie die Raben stehen! — — —

Endlich! — ein leises Mechnen und Stöhnen aus dem Innern des Eisenkolosses, die Fluth war eingetreten, der Dampfer setzte sich in Bewegung. Mit lautem Freudengeschrei stürzte Alles auf Deck, mit Ausnahme einiger „Schlowaken“, die auf ihrem Lager ausgestreckt, keine Notiz mehr nahmen von den Dingen, die um sie her geschahen. Eine kurze Strecke, und der Dampfer hatte die schützenden Noolen verlassen. Weithin dehnte sich eine ungeheure Wassermasse aus, auf der leicht gekräuselte Wellen gleich Wasservögeln ihr muthwilliges Spiel trieben: das Meer! So hatte man es sich nicht vorgestellt, es glänzte und blühte wie ein vielseitig geschliffener Diamant in tausend Farben, wie Silberstreifen erschienen die plätschernden Wellen, sie kamen und verschwanden wieder, eine ununterbrochene Bewegung, und in majestätischer Daltung durchschnitt das Auswandererschiff die Wogen, als hätte es die Elemente sich unterthänig gemacht. Ein lautes „Ah!“ entfuhr dem Munde, dann bemächtigte sich der Gesellschaft ein feierliches Schweigen; man blickte in die Fluthen, nur vorwärts. Als man den Hafen von Amsterdam verließ, waren alle Blicke rückwärts gerichtet, nun achtete Keiner mehr auf den Streifen Land, der allmählich in Nebel zerrann.

Ein monotones Geläut der Schiffsglocke. Es war das Signal zum Mittagessen. Die Zwischendecker wurden angewiesen, ihre Nationen in Empfang zu nehmen; zu dem Zweck wurden verschiedene Eimer verabfolgt, einer für die „Kerls“, ein anderer für die „Schlowaken“, und mehrere dieser höchst sumreichen Futterbehälter wanderten ins Familiendeck, zugleich wurden uns auch Kaffeekannen in entsprechendem Umfang übergeben. Der Nächststehende nahm das kostbare Geschirr in Empfang, ließ es in der Küche füllen und zog damit, von einer Eskorte gefolgt, ins Zwischendeck. Auf den Tischen wurden die gefüllten Eimer, die ganz den Eindruck machten, als hätten sie bereits weniger appetitlichen Zwecken gedient, niedergesetzt, und ein Jeder holte mit seiner Schüssel so viel heraus, wie er fassen konnte. Diese extrem kommunistischen Mäßen meiner Schiffsgenossen ließen das peinliche Gefühl des Efels in mir aufkeimen, das sich fast zu einem gewaltsamen Ausbruch steigerte, als einer der „Kerls“ ohne Umschweife einen Niesensuppenknochen aus dem Eimer zerzte und, nachdem er die wenigen Fleischtheile mit den Fingern abgeschält hatte, mit größter Nonchalance in denselben zurückwarf. Mit dieser Geyflogenheit konnten sich auch Andere unserer Gesellschaft nicht einverstanden erklären und wir verließen unter energischem Protest die Mittagstafel. Bei den „Schlowaken“ war von derartigen ästhetischen Anwandlungen nichts zu bemerken; hier saß man friedlich um den Futtereimer gruppiert und löffelte in trauter Harmonie darin herum, die nur dann und wann durch die Jagd nach den Fleischresten eine unliebsame Unterbrechung erfuhr.

Ich ging auf Deck. Für den heutigen Tag hatte ich das Gefühl des Hungers vollständig überwunden. Während ich mir die kulinarischen Genüsse, die meiner auf der Reise noch harrten, im Geiste ausmalte, vernahm ich vom anderen Ende einen lebhaften Tumult, ich wandte mich dorthin, um mich über die Ursache der Heiterkeit zu unterrichten — und was erblickte ich? — Kaum traute ich meinen Augen. — Ein mit Seitengewehr ausgerüsteter preussischer Krieger! Wie kam der Mann an diesen, für einen preussischen Soldaten etwas ungewöhnlichen Ort? Wer seine Geschichte hören wollte, dem theilte er sie bereitwillig mit. Des Soldatenlebens müde, hatte sich der unfreiwillige Vaterlandsverteidiger, der in einer Grenzstadt garnisonirte, auf holländisches Gebiet hinübergeschlüchtet, um von dort nach Amerika zu entkommen, wo er seinen bürgerlichen Beruf wieder aufnehmen wollte. Das war der einzige Beweggrund seiner Handlung. Wie er weiter nicht ohne eine gewisse Selbstgefälligkeit bemerkte, hatte er Uniform und Säbel als Andenken an die Soldatenzeit mitgenommen. Seine tollkühne That fand den lebhaften Beifall aller Zwischendecker, und Mancher bedauerte, daß er es nicht auch so gemacht hatte; ich entdeckte in der Menge auch nicht Einen, der etwas Unehrenhaftes in der Handlung des Deserteurs erblickt hätte und unwillkürlich fiel mir das Sprichwort ein: Vox populi, vox dei! Nur auf dem Kajütendeck sah man einen älteren Herrn ob dieser unerhörten Profanirung der Uniform lebhaft gestikuliren und mit dem Kapitän einige Worte wechseln. Doch dieser suchte bedauernd mit den Achseln und empfahl sich. Die Menge, die den Deserteur wie einen Heros betrachtete, ließ es an unwürdigen und höhnischen Bemerkungen nicht fehlen, als sie sah, daß man in der Kajüte sich über den Fall entrüstete. Dann erschien der Zahlmeister auf der Bildfläche, trat an den Vaterlandsverteidiger heran und forderte mit höflichen Worten den Säbel zur Aufbewahrung ihm ab, da das Schifferegiment das Tragen von Waffen nicht zuließe, auch ersuchte er ihn in Rücksicht auf die gereizte Stimmung in der Kajüte, die Uniform einzuweilen abzulegen. Damit endete der Zwischenfall. — Welch ein Wechsel der Rollen! Mit welchen Gefühlen mögen die Patrioten der Kajüte diese Szene verfolgt haben! An Bord eines holländischen Dampfers behandelte man einen Deserteur, dem im Vaterlande das Zuchthaus winkte, wie einen Gentleman — unerhört! Aber dieses Intermezzo, so lächerlich die Maskerade des Deserteurs auch war, lehrt uns, auf wie schwachen Füßen

alle menschlichen Institutionen stehen und wie alle konstruierten Rechtsbegriffe stets an Raum und Zeit gebunden sind. Sobald diese Momente überwunden sind, fallen sie in ein inhaltsloses Nichts zusammen. An Bord eines modernen Auswandererschiffes läßt man vorgefasste, auf traditionellen Vorstellungen beruhende Meinungen oft erstaunlich schnell fallen. Hierin giebt sich der Einfluß kund, den die moderne Völkerwanderung, die in der Bildung eines neuen Menschengeschlechts jenseits des großen Wassers ihren Abschluß findet, auf Jeden ausübt, ohne daß ihm die Veränderung recht zum Bewußtsein gelangt.

Der erste Tag verging ohne weitere Aufregungen, wenn ich von der Abendmahlzeit, die unter strittester Beobachtung derselben lieblichen Formen vor sich ging, absehe. Das Meer war ruhig und der Gesundheitszustand der Passagiere daher fast durchweg ein guter, nur hin und wieder sah man jemand mit gefentem Kopf und trübseliger Miene einherwandern, ein untrügliches Zeichen, daß bei ihm die Seekrankheit im Anzuge war. Die anbrechende Dämmerung veranlaßte mich, die Lagerverhältnisse einer eingehenden Revision zu unterziehen. Ich stieg die enge, schlecht beleuchtete Treppe hinunter, ein furchtbarer Brodem wehte mir entgegen, ein undefinirbarer Geruch, die menschlichen Ausdünstungen waren mit jenem an Heringslake erinnernden charakteristischen Schiffsgeruch eine Verbindung eingegangen, dazu gesellte sich jenes penetrante Odeur, das allen Knoblauch verzehrenden Völkern anhaftet. Wer jemals im Zwischen-deck den Ocean durchkreuzt hat, wird dieses graufige Gemisch der intensivsten Gerüche aller Art nie ganz aus seiner Vorstellung verlieren, ferner Stehende können sich aber die Wirkung dieser verpesteten Atmosphäre auf unser Geruchsorgan nicht veranschaulichen, da der Sprache die bildliche Darstellungskraft nach dieser Richtung hin vollständig fehlt. Es kann der Dichter die äußere Erscheinungswelt, die Gluth der Farbe, die Größe und Kraft der Elemente, den Donner, die Detonation des Meeres vor dem Leser schildern und mittelst seiner mehr oder weniger gestaltungreichen Sprache ähnliche Empfindungen in ihm hervorrufen, aber ebenso wie der Esel niemals das Objekt einer dichterischen Bearbeitung gewesen ist, vermag auch die schöpferische Gestaltungskraft, wenn es sich um die Schilderung jener penetranten Ausdünstungen handelt. — Ob ich mich gerade diesen oder ähnlichen Reflexionen hingeeben habe, als ich die Treppen zum Zwischen-deck hinunterstieg, kann ich nicht mehr feststellen, nur weiß ich, daß mich damals das Gefühl der gänzlichen Isolation ergriff, ich fühlte mich als ein Verstoßener in dieser Höhle menschlichen Elends und physischer Verkommenheit. Ich mußte auf dem halben Wege umkehren, hinaus in die frische Abendluft. So verlief mein erster Akklimatisierungsversuch in meiner neuen Umgebung. Ich überlegte, was nun zu thun wäre, ohne aber zu einem Entschluß zu gelangen; rastlos wanderte ich an Deck auf und nieder, bald war ich hier der letzte Gast, aber was kümmerte es mich! nur nicht zurück in die Pesthöhle! Aber der Mensch denkt und eine höhere Macht lenkt, in diesem Falle war der Lenker meines Geschicks der Schiffserber, der Obersteward, er offenbarte mir in seiner gerade nicht höflichen, aber durchaus verständlichen Sprachweise, daß ich mich zu Bett zu scheeren hätte, um elf Uhr müßte er das Deck „säubern“, für Nachtpromenaden sei dies überhaupt nicht der rechte Ort. Was blieb mir weiter übrig, als den gefürchteten Weg wieder anzutreten, dabei wurde ich von dem Höchstkommmandirenden des Zwischen-decks scharf aufs Korn genommen, der sich überzeugen wollte, ob seine Befehle auch respektirt würden. Mit dem Muthe der Verzweiflung stürzte ich mich auf mein Lager, unausgelleidet, denn Decken gab es im Zwischen-deck nicht; diese schienen von der Schiffsverwaltung als ein gar überflüssiger Luxus betrachtet zu werden.

In meiner Nachbarschaft ging es noch recht lebhaft her, in dem einen Revier wurden „Witze“ erzählt, am Tische saßen mehrere „Kerls“ und spielten Karten, die sie mit der allen Ungebildeten eigenen Wucht unter großem Geschrei hinwarfen; aus dem gegenüberliegenden Massenzimmer der „Schlowaken“ vernahm man fast durchweg ein gemüthes Schnarchen,

nur Wenige debattirten noch eifrig, Andere dagegen untersuchten die Futtereimer auf etwaige zurückgebliebene Speisereife. Etwas abgeschwächt drang auch das Geschrei der Säuglinge aus der unten gelegenen Familientabine zu uns. Ich versuchte zu schlafen, das Gesicht tief in den — Strohsack gewühlt, so daß die von penetranten Gerüchen geschwängerte Atmosphäre nicht direkt mein Geruchsorgan treffen konnte. Vergebens. Morpheus wollte mich nicht umfassen. Dann stellte sich ein intensiver, einseitiger Kopfschmerz ein, und dazu gesellte sich ein nagender Hunger, denn ich hatte seit dem Morgen keinen Bissen zu mir genommen, obgleich ich mehrere Würste und einen holländischen Käse mein eigen nannte. Fast entschloß ich mich, meinen Handkoffer zu öffnen, der diese Herrlichkeiten barg, aber sobald ich meine Umgebung ins Auge faßte, versagte mir sofort wieder der Appetit. So wälzte ich mich apathisch von einer Seite zur anderen, immer in zusammengelauerter Haltung, da der Koffer noch ein Stück der an sich schon kurzen Bettstelle einnahm. Allmählig verstummte das Getöse und eine schwüle Ruhe breitete sich über den Raum aus, die von Zeit zu Zeit wieder durch die unartikulirten Laute des ersten Seekranken unterbrochen wurde. . . . Endlich versiel ich in einen von wüsten Träumen unterbrochenen Halbschlummer. Mir träumte von der trockenen Guikotine, von der ich irgendwo einmal gelesen hatte, dann sah ich mich selbst an einem Galgen hängen und konnte nicht sterben. Plötzlich änderte sich die Szenerie, ich befand mich auf einem Schlachtfelde, wo gräßlich verstümmelte Leichen umherlagen, die einen widerwärtigen Geruch ausdünsteten, dann erhob sich eine und warf nach mir mit dem weichen Schmutz der Landstraße. — Mein Nachbar hatte die Seekrankheit, nur einen Augenblick, und ich begriff meine prekäre Lage. In rasender Eile stürzte ich die Treppe hinauf, eine Lichtwelle fluthete mir entgegen — Lust, frische Lust, herrliche Gabe der Natur. Am Horizonte tauchte die Sonne in majestätischer Pracht auf, als ginge sie das Getriebe der Menschen nichts an. Das Meer war bewegter als Tags zuvor, es schimmerte in einem tiefen violetten Grün, zahlreiche Segel von Fischerbooten wurden sichtbar, in weiter Ferne konnte man mehrere Dampfer erblicken, wir befanden uns im Kanal, aus dem Morgennebel erhob sich die Küste Englands.

(Fortsetzung folgt.)

Ein kaiserlicher Satiriker gegen den Cäsarismus.

Von Spartacus.

Es ist eine merkwürdige aber häufige Erscheinung der Literaturgeschichte, daß die schärfsten Satiren gegen die Kirche und ihre Mängel, Gebrechen und Sünden der Feder geistlicher Herren entfloßen sind. Die Satiren der Art des Mittelalters haben zum größten Theil Mönche oder Priester zu Verfassern. Für die neuere Zeit nennen wir nur zwei Namen von Satiren schreibenden Theologen: Rabelais, den Pfarrer von Meudon, und Swift, den Dechant von Saint Patrick zu Dublin. Es ist begreiflich, daß diesen Schriftstellern bei ihren kritisch-satirischen Werken ihre genaue Sachkenntniß des Faches und aller einschlagenden Verhältnisse ganz wesentlich zu Statten kam, so daß ihre wohlgezielten Hiebe die wunden und gefährlichsten Stellen trafen.

Dasselbe gilt auch von einer anderen Gruppe polemisch-satirischer Autoren: ich meine diejenigen, welche die Großen und Mächtigen der Erde, die Herren und Herrscher der Völker hehdelten und selbst zu dieser Menschenklasse gehörten. Um auch für diese Gruppe von Schriftstellern einen allgemein bekannten Vertreter anzuführen, nenne ich Friedrich den Großen von Preußen, den Verfasser des Anti-Macchiavells, zu dem freilich bemerkt werden muß, daß bei dem absolutistischen Preußenkönig Theorie und Praxis zwei sehr verschiedene Dinge waren. Noch schärfer wendet sich Friedrichs Satire gegen die seinerzeit regierenden Fürsten in einer „Codicill“

überschriebenen Arbeit. Darin führt er diese Herrschaften wie die Thiere einer Menagerie als unfähige, zum Theil ganz elende Menschen der Reihe nach vor, nicht in unbefangenen Spott, sondern mit gallenbitterer Feindseligkeit — freilich waren die von ihm Geschilderten zum Theil seine Konkurrenten! Zum Schlusse dieses „fürchterlichen Gedichts“, wie man es genannt hat, heißt es: „So fahrt denn, Ihr Könige, dahin! Zur höchsten Würde steige Bahnsinn auf! Die Dummheit steure Euch auf gut Glück und Euer Schiff zerschelle!“

Das römische Alterthum weist ebenfalls einen gekrönten Satiriker auf, mit dem sich die folgenden Blätter beschäftigen sollen: Julian, den Abtrünnigen, wie ihn die Christen zubenannt haben, der 361—363 n. Chr. regierte. Er zählt in der griechisch geschriebenen Literatur zu den unstreitig bedeutenden Erscheinungen. Vorwiegend ist seine schriftstellerische Thätigkeit kampflustig-satirischer Natur, und er wird oft mit dem ihm nahe verwandten Lukianos aus Samoseta zusammengestellt.

Man wird die Eigenart Julians am besten bemerken, wenn ich eine, und zwar seine bedeutendste, Schrift, eben die Cäsarsatire, eingehender schildere. Interessant sind mehr oder minder alle seine Schriften, seine Streitschrift gegen die Christen, seine religions-philosophischen Versuche zur Vertheidigung und Wiederherstellung des Heidenthums, seine Satire gegen die üppigen Bewohner der Stadt Antiochia u. a.

Das Werkchen über die Cäsaren führt uns zunächst ein Zwiegespräch zwischen Julianus und einem vertrauten Freunde vor. Man befindet sich in der Zeit des Carnevals der alten Römer, der Saturnalien, die man mit Beschenkung von Verwandten und Fremden und allerlei gefelligen Vergnügungen und Lustbarkeiten feierlich zu begehen pflegte. Liebhaber der schönen Wissenschaften und Künste thaten dies, indem sie sich gegenseitig geistige Genüsse zu bereiten suchten, Schöpfungen alter und neuer Dichter, auch eigene Werke einander vorlasen, über allerlei gelehrte und ästhetische Fragen disputirten und dergleichen mehr. Das thut denn auch Julianus, der, seinem Naturell und seinen Neigungen folgend, sich viel mit Philosophie und Rhetorik befaßt hat sein Leben lang. Er erzählt seinem Freunde eine Fabel, um ihm eine angenehme Unterhaltung zu bereiten.

Er knüpft an den Cäsarenkultus, die göttliche Verehrung der verstorbenen Kaiser, an und berichtet: Einst, als gerade auch die Saturnalien gefeiert wurden, veranstaltete der erste römische König und Gründer der später die Welt beherrschenden Stadt Romulus, der als Gott Quirinus titulirt ward, ein Festmahl, zu dem er alle Götter, auch die aus Herrschern Roms zu Göttern erklärten und als solche verehrten Kaiser einlad, für die in einem kleinen Abstand tiefer unter der Gastafel der alten Götter das Mahl bereitet ist. Den Eintritt eines jeden Cäsars begleitet Silenos, der Erzieher und stete Begleiter des Bacchus, der sozusagen den lustigen Rath der Götter spielt, mit irgend einer komischen oder satirischen Bemerkung.

Zuerst tritt der Meuchler des römischen Freistaats, Cajsus Julius Cäsar, ein, nach dem sich alle folgenden Herrscher Cäsaren (worans unser deutsches Wort Kaiser entstanden ist) nannten. Mit stolzer Haltung und kühnem Blick schreitet er einher, und Silenos ruft dem Vater und König der Götter und Menschen, Zeus, zu: „Da kommt ein recht fecker Bursche, der nicht übel Lust zu haben scheint, Dir die Weltherrschaft abzunehmen. Sieh, wie groß und schön er ist, ungefähr so wie ich, wenigstens gleicht sein Kopf dem meinen.“ Silenos schont, um Lustigkeit zu erregen, auch sich selbst nicht in dieser Bemerkung, denn seine Bildung bei Dichtern und Künstlern des Alterthums ist nicht eben schön; man stellte ihn vor als einen dickbäuchigen, stumpfnäsigen, glatköpfigen Alten, oft trunken, mit Trauben, einem Weinschlauch oder mit seinem Reithier, einem Esel, dar. Die Glatze aber war auch für Cäsar kennzeichnend; um ihretwillen soll er vom römischen Senat das Vorrecht sich erbeten haben, auch bei anderen Gelegenheiten als bei Triumpfzügen nach siegreichen Kämpfen einen Lorbeerkranz zu tragen, um seinen Mangel an Haaren zu verbergen.

Auf Cäsar folgte Octavianus Augustus, dem die reife Birne der Einherrschafft in den Schooß fiel, über deren vorzeitigem Pflückversuch Cäsar unter den Dolchen von Verschworenen sein Leben lassen mußte. Auf dem Antlitz des Octavianus wechseln schnell die Farben; zuerst erscheint er bleich, dann dunkelroth, dann schwarz, dunkel und düster, und endlich klar und heiter. „Man hätte ihn“ — sagt Julianus — „für ein Chamäleon halten können.“ Die Schauspieler-natur des Gründers der römischen Monarchie, der sich nach den Quellen bei seinem ersten Auftreten von Cicero mit Wohlbehagen als Heiland der Republik feiern ließ und wenige Monate darauf blutig wüthete gegen die Republikaner, der so viele sich widersprechende Eigenschaften in sich vereinigte und so klug und verschlagen stets seine wahren Absichten so lange zu verbergen verstand, bis er sie erreicht hatte — läßt sich nicht treffender kennzeichnen. Silenos warnt auch die Götter, daß sie sich nicht ein A für ein U vormachen lassen sollen von dem Erzkomödianten, der selbst bei seinem Tode zu den Umstehenden gesagt haben soll: „Matscht mir Beifall, ich habe meine Komödienrolle doch vortrefflich gespielt!“ Niebuhr, der große Geschichtsschreiber und Erforscher der römischen Geschichte, hat die Verstellung seine ausgezeichneteste

gegeben sind, die ihn bei Lebzeiten völlig beherrschten und ohne die er hier eine gar zu traurige Rolle spielte.

Nun tritt Nero ein, mit dem Lorbeerkranz auf dem Haupte und der Leier im Arme. Silenos ruft dem Apollo zu: „Sieh, da ist Ciner, der Dich nachahmen will!“ Apollo, dem Gotte des Gesanges, war der Lorbeer heilig. Der Angeredete aber meint, Nero sei eher ein Herrbild von ihm selbst, reißt ihm den Lorbeer vom Haupte und läßt ihn in die Unterwelt abführen.

Die kurz regierenden Kaiser Vindex, Galba, Otho und Vitellius fertigt Silenos kurz ab. Jupiter zeigt seinem Bruder Serapis (diesen egyptischen Gott hatte der römische Katechismus ebenso wie manchen anderen fremden adoptirt) den Vespasianus, den er als Geizhals, aber auch als Wiederhersteller der von dem „Nordbrenner“ Vitellius verbrannten Bauten des Kapitols, der Stadtburg Roms, bezeichnet.

Titus wird schnell abgethan und von Silenos zu seinen Liebsten geschickt; Domitianus wird mit dem sizilischen Tyrannen Phalaris verglichen und gefesselt. Der würdige, greise Nerva findet Gnade vor dem Spasmacher der Götter; dieser fragt, warum die Götter dem elenden Domitianus fünfzehn

Balerianus und sein Sohn, der schwelgerische Gallienus, wurden abgewiesen. Claudius II., Gothicus, von dem Julianus selbst abstammte, wird sehr freundlich aufgenommen; da die römische Monarchie kein Erbreich war, ist es begreiflich, daß Julianus seine früheren Vorgänger nicht eben schonungsvoll behandelt, hier aber regt sich das Blut.

Den Kaiser Probus lassen die Götter gelten, nur allzu große Strenge weiß ihm Silenos vorzuwerfen. Carus und seine Söhne Carinus und Numerianus werden von der Nemesis wieder abgeführt.

Es folgt Diocletianus mit den beiden Maximianen und Constantius Chlorus, die ehrenvoll angenommen werden, außer dem einen Maximian, der „irgend wohin“ auf die Erde entweicht. Den Licinius jagt Nemesis alsbald fort.

Den Schluß macht Constantinus mit seinen Söhnen, und nun beginnt das Festmahl.

Bei demselben wird die Frage aufgeworfen, welchem der Sterblichen ein eben erledigter Platz im Götterhimmel zugesprochen werden solle. Als Bewerber treten auf Cäsar, Octavian, Trajan, Marc Aurel und von Heracles eingeführt der Macedonier



Aus kurischen Jagdgründen. Von Ernst Otto.

Geisteskraft genannt. Der Sonnengott Apollo jedoch, zu dem die Hof-Legende den Augustus gern in Beziehungen zu bringen pflegte, nimmt sich des Octavianus Augustus an und überweist ihn dem Philosophen Zeno zur veredelnden Ausbildung. In der That murmelt der zur Stelle befindliche Zeno dem Augustus etwelche weise Sentenzen zu, durch die Zener sofort ein weiser und maßvoller Mensch wird.

Nach Augustus tritt Tiberius ernst, feierlich und stolz heran. Aber wie kontrastiren damit die Narben und Spuren von allerlei medizinischen Operationen in seinem Rücken, welche seine Lafter und Ausschweifungen nöthig gemacht hatten! Der immer heitere Silenos verliert bei dem Anblick Tiberius' seine gewöhnliche gute Laune und schlägt vor, diesen Menschen nach seinem Lieblingsseiland Capri zu entsenden, wohin er bei seinen Lebzeiten in seinen menschenfeindlichen Gemüthsstimmungen sich gern zu vergraben pflegte.

Beim Eintritt Caligulas ergreift die Götter ein wahres Entsetzen, und Nemesis, die Göttin der Rache, überweist das Schensal ihren Dienerinnen, den Furien, die ihn in die Unterwelt stürzen.

Silen, der über Caligulas Anblick geradezu die Sprache verloren hat, findet sie erst wieder beim Nahen des Kaisers Claudius, den er einen Dummkopf und hohlen Schwäger nennt, und den Romulus dafür tadelt, daß ihm nicht seine Lieblinge, die Freigelassenen Pallas und Narcissus, sowie Messalina bei-

Regierungsjahre geben konnten, und dem Nerva nur eins. Beim Eintreten des Trajanus, der mit der Beute aus seinen siegreichen Feldzügen gegen die Daker und Parther geschmückt sich naht, ruft Silenos, man solle den Mundschinken und seine Becher vor diesen Menschen in Sicherheit bringen.

Darauf naht sich Hadrianus, „der Sophist, Vielwiffer und Schönredner auf dem Throne,“ der erste harttragende Kaiser der Römer, der auch in Musik und Astronomie Dilettantenrollen gab. Silenos meint, er suche wohl hier seinen Geliebten Antinous, aber der sei nicht hier; der Mensch möge sich nur trocken. Dann folgt Antoninus Pius, den Julian, abgesehen von seinen galanten Abenteuern, einen verständigen Mann, Silenos aber einen „Kümmelspalter“, d. h. einen Kleinigkeitskrämer, nennt. Beim Anblick des Marcus Aurelius (oder Antoninus Philosophus) und des Lucius Verus schweigt Silenos; den erbärmlichen Sohn des Commodus, aber würdigt er auch keines Wortes. Pertinax wird schnell abgethan. Nun folgt der harte Soldat Septimius Severus, vor dem den Silenos graut; er meint, mit dem sei nicht gut Kirichen essen. Geta, Caracalla, Macrinus und Elagabal werden gleich fortgeschickt als Unwürdige; Severus Alexander Syrus aber zugelassen, doch nicht ohne daß ihm Silenos den Vorwurf macht, daß er immer am Gängelbände seiner Mutter gehangen habe.

Alexander der Große, bei dessen Eintreten Silenos dem Romulus, dem Gott gewordenen ersten König der Urgeschichte Roms, zurnt: „Nimm Dich in Acht, Der da überwiegt alle Deine Römer!“

Ein Nebelampf nach allen Regeln der Kunst entspinnt sich, endlich wird dem Marc Aurel die Siegespalme zu Theil, die übrigen Bewerber erhalten die Erlaubniß, an der Seite ihrer besonders geliebten Götter zu verweilen; Alexander bei Heracles, Octavian bei Apollo, Cäsar bei Venus und Mars, Constantin bei der Göttin der Leppigkeit und Ausschweifung, Trajan schlägt sich zu Alexander, dem tapferen Krieger und Jecher, Marc Aurel, der Sieger, zu Saturnus, dem Altvater der Götter.

Das ganze Werk ist über und über gespickt mit allerlei bissigen Anzüglichkeiten. Auch den großen Constantin schon Julianus nicht, allzu viel Gutes hatte er von ihm nicht erfahren und haßte in ihm vornehmlich auch den Freund oder doch klugen Benützer des Christenthums, der seinen Soldaten das Christenkreuz für die Feldzeichen und Fahnen verliehen hatte — eine Art antiker Cocardenverleihung.

Um sich diese Satire lebendig zu machen, wäre es gut, wenn der Leser irgend einen Leitfaden der römischen Geschichte zur Hand nähme und nachläße. Ich denke mir die Leser unserer Literatur überhaupt gern von rühmlichem Vertriebe erfüllt, welcher sie bestimmt, Alles, was sie hören und lesen, zum Anknüpfungs- und Ausgangspunkt eigenen Studiums

durch Nachdenken und weiteres Nachfragen und Nachlesen zu machen.

In unseren Tagen scheint mir die Geschichte der römischen Cäsaren wieder einmal ein recht zeitgemäßes Thema. Darum hielt ich es für angebracht, einmal einen damaligen Kaiser redend und urtheilend über Seinesgleichen vorzustellen. In einem Lande des allgemeinen Stimmrechts — ich will einmal den thatächlich nicht richtigen Ausdruck gelten lassen —, in welchem jeder Stimmberechtigte berufen ist, mit Geschichte zu machen, ist es angezeigt, daß Jeder sich geschichtliche Kenntnisse und Einsicht in das geschichtliche Geschehen (wenn ich so sagen darf) aneignet. Dazu anzuregen ist der Zweck auch dieser Skizze.

verzweifeln wollen, stieg die tiefgefunkene Hoffnung aufs Neue. Kein Stand ist ja so auf das Hoffen angewiesen, wie dieser. Von dem Auswerfen des Samens bis zum Bergen der Frucht schwebt der Landmann zwischen Furcht und Hoffnung; jeder Tag ist von Bedeutung für das Gedeihen, und jede Stunde kann Alles zerstören.

Auf das vielversprechende Frühjahr folgte im Sommer Kälte und anhaltende Nässe. Die schnell aufgeschossenen Halme stockten plötzlich im Wachsthum. An vielen Stellen lagerte sich das Getreide. Die Kornfelder sahen aus, als sei eine Riesenwalze über sie dahingefahren. Licht und Luft fehlte der Aehre, eine mangelhafte Bestäubung fand statt, von unten wuchsen Disteln und allerhand Unkraut durch das Getreide hindurch. Nur hier und da richtete

haltend. Nach alt bewährter Bauernregel ließ man sich jedoch durch den Regen nicht vom Hauen abhalten. Einmal mußte es ja doch mit Gießen aufhören; der liebe Gott konnte doch unmöglich wollen, daß der Segen, den er hatte wachsen lassen, so in Grund und Boden verblübe.

Aber die himmlischen Schleusen schlossen sich nicht. In der Kirche wurde eifrig für gutes Erntewetter gebetet — es regnete unbefürmert weiter. Sieben Wochen lang mußte schlechte Witterung bleiben; es hatte ja am Siebenschläfer geregnet.

Als es endlich doch aufhörte, da war es gerade um acht Tage zu spät. Das Heu war zwar aus weiser Vorsicht in große Schober gesetzt worden; aber die Nässe war doch durchgedrungen. Als man die Haufen öffnete, dampfte und stank es. Dampfe



Hol' über! Nach einem Gemälde von Th. Matthei. (Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Der Büllnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

IX.

Der Sommer hatte nicht gehalten, was das Frühjahr versprochen. Die Herbstsaaten waren zwar gut durch den Winter gekommen und hatten sich während eines milden Frühjahrs kräftig bestockt. Auch die Sommerung war prächtig aufgegangen, daß es im Mai eine Lust war, über die Hafersfelder und die Kartoffelbeete hinwegzublicken. Regen und Sonnenschein folgten sich in gedeihlicher Abwechslung. Das Korn trieb zeitig seine Schockhalme. Anfang Juni sah es aus, als ob es eine ausgezeichnete Ernte geben müsse.

In der Seele manches Landwirthes, der über die schlechten Erträge der letzten Jahre schier hatte

der Wind die Getrockneten wieder auf. Die Aehren standen nicht in freier Luft aufrecht, dem Lichte zugekehrt, wie es nöthig ist für die Entwicklung jeglicher Kreatur und jeglicher Pflanze; sie senkten sich dem dunklen, feuchten Erdbreiche zu, das ihren Wurzeln wohl Nahrung zum Spritzen, ihren Häuptern aber nicht Wärme, Licht und Bewegung zu gewähren vermochte. So kränkelten die Körner, das Wachsthum war ohne Saft und Kern. Da gab es viele leere Hülsen und leichte Früchte, und schädlicher Krost fraß die welken Körner an.

Auf den Wiesen hatte prächtiges Gras gestanden. Selbst auf den feuchten und sumpfigen Flecken wuchsen heuer, begünstigt durch das trockene Frühjahr, bessere Kräuter, als sonst; die sauren Gräser hatten nicht die Oberhand gewinnen können. Infolge der häufigen Regenschauer war überall ein dichtes Bodengras gewachsen. Zu Beginn der Heuernte regnete es an-

Gährung hatte sich darin entwickelt. Manches Heu war wie verbrannt. Kein Vieh wollte das verdorbene Futter mehr anrühren. Statt auf den Heuboden, wanderte es auf die Düngerstätte oder in den Stall zum Einstreuen.

Nun schien die Sonne durch volle vierzehn Tage herrlich. „Der alte Gott lebt noch!“ sagte der Pfarrer von der Kanzel, „seht, wie hat Er es so herrlich hinausgeführt!“ Die Bauern hörten sich das mit an; dem Herrn Pastor durfte man ja nicht widersprechen. Aber in ihren geheimsten Gedanken war nicht viel von Ergebenheit in die Rathschlüsse des Höchsten zu finden. „Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten“ und „Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut, der hat auf keinen Sand gebaut.“ Das waren ja alles sehr schöne Sprüche, aber manchmal sah es wirklich darnach aus, als ob man im himmlischen Rathe — ebenso wie bei der

irdischen Obrigkeit — recht wenig Verständnis für das Befähige, was dem Landmanne frommt. Wie konnte es sonst geschehen, daß jetzt ununterbrochen schönes Wetter war, wo ein solcher Tag, vierzehn Tage früher, Alles gerettet hätte. Nun war das schöne Heu zu Mist geworden. Mancher schüttelte den Kopf; wirklich, es ging zu verkehrt zu in der Welt! Man wußte nicht mehr, was man denken sollte.

Die Kornerte begann. Stroh war viel da, soviel stand fest. Und wo kein Lager gewesen, konnte man auch mit den Aehren leidlich zufrieden sein. Aber wo sich das Getreide zeitig gelegt hatte und nicht wieder aufgestanden war, da sah es trostlos aus. Jetzt erst beim Mähen merkte man, was das für ein Fiß und Fiß geworden war. Kaum daß die Sense durchdringen konnte. Noch einmal soviel Zeit, als sonst, brauchten die Schnitter. Allerhand Uebelstände zeigten sich. An manchen Stellen war das Getreide zweifelhafte geworden durch die anhaltende Nässe. An den Aehren fand sich reichliches Mutterkorn. Der Rost und andere Krankheiten hatten vieles verdorben.

Den August hindurch blieb trockene, milde Witterung. Soviel Einsehen hatte der liebe Gott doch, daß er die Roggenerte wenigstens nicht auch noch verregnen ließ. Den Kästern und Nörglern war dadurch einigermassen der Mund gestopft, und Mancher, der durch die frühere Heimsuchung vor den Kopf gestoßen worden, machte wieder seinen Frieden mit dem lieben Gott. Ja, der Herr Pastor durfte von der Kanzel herabfragen: soviel der Güte und Treue hätten wir garnicht verdient. —

Es war nicht Alles verloren. Die Grummeterte stand noch aus, vielleicht mochte sie ein wenig die Lücke ausfüllen, welche das Verderben des Heues in die Futtermittel gerissen hatte. Der Hafer stand nicht schlecht. Streifenweise hatte ihn freilich die Zwergsilbe arg mitgenommen. Die Kartoffel stand lüppig, die Knollen waren zahlreich und gut entwickelt. Wenn der September sie nicht verdarb, mußte es eine gute Kartoffelernte geben.

Der Böttnerbauer hatte angefangen, sein Korn zu schneiden. In diesem Jahre bildete Roggen seine Hauptfrucht. Ein Schlag, wo er besonders dick geläet hatte, war ihm gänzlich durch Lager verdorben; an anderen Stellen, wo das Getreide weniger dicht gestanden, hatte es der Wind zum Theil wieder aufgerichtet.

Es war eine große Sache darum, wenn der erste Senfentrieb ins Korn gethan wurde. Schon mehrfach in den letzten Tagen hatte der Böttnerbauer die Felder umgangen oder war auch in der Wasserfurche ein Stück hineingeschritten, um die Aehren auf ihre Reife hin zu prüfen. Farbe des Strohes und Böslichkeit der Körner wollte ihm noch immer nicht gefallen. Endlich, eines Abends, gab der Alte die Losung: morgen beginnt die Kornerte!

Karl dengelte die Sense bis in die sinkende Nacht hinein. Am nächsten Morgen bei Tagesgrauen ging es hinaus. Das große Stück dicht am Hofe, welches seiner geschügten Lage wegen zuerst gereift war, kam zuerst daran.

In einer Reihe traten sie an, ohne besonderen Befehl. Ein Jedes kannte seinen Platz von früheren Jahren her. Der Vater an erster Stelle, hinter ihm zum Abraffen der Aehren Toni. Darauf Karl, dem seine Frau beigegeben war. Ernestine hatte die Strohseile zu drehen für die Garben. Die Bäuerin blieb ihres Leidens wegen zu Hause.

Die Sensen sirrten. Bald lag eine ganze Ede des Felde in Schwaden. Als arbeite eine Maschine, so regelmäßig flog die Sense in der Hand des alten Bauern in weitem Bogen. Ganz unten am Boden faßte sein kräftiger Hieb das Korn und legte es in breiten Schwaden hinter die Sense. Karl konnte es nicht besser als der Alte, trotz der dreißig Jahre, die er weniger auf dem Rücken hatte. Der Abstand zwischen den beiden Männern blieb der gleiche. Der Sohn trat dem Vater nicht auf die Abhänge, wie es wohl sonst geschieht, wenn ein junger und kräftiger Schnitter einem alten folgt. Die Frauen hatten

genug zu thun, die Aehren hinten den Sense abzuraffen und auf Schwad zu legen.

So hatte man bereits eine halbe Stunde gearbeitet und der alte Mann hatte noch nicht den Wink zu einer Ruhepause gegeben. Toni fing an, Zeichen von Müdigkeit an den Tag zu legen. Die Arbeit war dem Mädchen nie besonders von der Hand geflogen; in ihrem jetzigen Zustande wurde ihr jede Anstrengung doppelt schwer. „Tritt ad aus, Toni!“ räumte ihr der Bruder zu, „ich wer's Ernestine rufen. Mach Du ad Strohseile.“ Toni hielt inne. Es war die höchste Zeit; sie war in Schweiß gebadet, blauroth im Gesicht. Karl winkte Ernestine heran, die an Stelle der Schwester trat. Die Reihe hatte sich geschlossen, ohne daß der alte Bauer, der mit allem Sinnen und Denken bei der Arbeit war, etwas von dem Wechsel gemerkt hätte. Ernestine war eine rührige Arbeiterin. Man sah es den schlanken Gliedern der Sechzehnjährigen nicht an, was für Fähigkeit und ausdauernde Kraft darin steckte.

Als der Böttnerbauer Halt machte im Dauen, weil seine Sense gegen einen Stein geschlagen und er die Scharte auswegen mußte, bemerkte er, daß seine älteste Tochter nicht mehr in der Linie war. Sie sah im Hintergrunde und drehte an Ernestines Stelle Strohseile. Das Gesicht des Alten verfinsterte sich; er begriff sofort den Grund ihrer Entfernung — aber er sagte nichts. Die Anderen benutzten die Gelegenheit, um sich zu verpuffen, während der Vater die Sense schärfte. Dann ging's von Neuem ans Werk.

Noch war es nicht acht Uhr des Morgens und schon brannte die Sonne versengend auf die Schnitter hernieder. Die Bäuerin kam vom Gute her, sich mühsam mit einem Störbe schleppend. Sie brachte einen Krug dünnes Bier und Butterschnitten. Bald sah die Familie auf dem Felde, zum Frühstück vereinigt.

Nicht immer in neuester Zeit bot die Böttnerische Familie einen so friedlichen Anblick. Desters gab es jetzt Zwist und Streit. Mit Sammetpföthen hatte der Bauer die Seinen niemals angefaßt. Er war stets Herr in seinen vier Pfählen gewesen und hatte von den Rechten des Familienoberhauptes, nach der Väter Sitte, Gebrauch gemacht. Wenn seine Art auch rauh und schroff war, ein willkürlicher und grausamer Herrscher war er nie gewesen. Schlichte Gerechtigkeit hatte er walten lassen in Allem. Neuerdings war das anders geworden.

Nie hätte er sich früher beikommen lassen, seiner Ehehälfte aus ihrem Leiden einen Vorwurf zu machen, jetzt hielt er ihr gelegentlich ihre Gebrechlichkeit vor, wie eine Schuld. Er zeigte sich hart und ungerecht gegen die Kinder. Die Bäuerin hatte bereits einer Nachbarin geklagt, daß man ihr den Bauer ausgetauscht habe, daß am Ende gar ein Feind ihn besprochen haben müsse.

Mit seinem Ältesten konnte der Böttnerbauer garnicht mehr auskommen. Karl war langsam im Denken, wie im Zugreifen. Das war immer offenkundig gewesen; aber der Alte schien es jetzt erst zu bemerken. Er fluchte und verschwor sich, die Wirthschaft gehe rückwärts, und daran sei Karl mit seiner Faulheit schuld. Er drohte ihn zu enterben, wenn das nicht anders werde. Karl ließ dergleichen ziemlich ruhig über sich ergehen; Ehrgefühl und Stolz waren nicht gerade stark bei ihm entwickelt. Aber Therese nahm die Sache des Vaters um so eifriger auf, verfocht sie mit der Leidenschaft des gekränkten Weibes. Es gab Szenen, wie sie das Hans noch nie gesehen hatte. Eines Tages kam die Bäuerin bleich und an allen Gliedern zitternd, zu Karl aufs Feld hinausgehumpelt, er solle sogleich hereinkommen, der Bauer und Therese rausen in der Familienstube.

Auch dem Gange der Wirthschaft war anzumerken, daß verhängnißvolle Wandlungen vor sich gegangen waren.

Ein unkräftiges Wesen machte sich in Allem geltend. Ueber Gebühr zeitig mußte aufgestanden werden, so daß die überangestregten Menschen des Abends todmüde waren und ohne Lust und Liebe am nächsten Tage sich zur Arbeit erhoben. Am unrechten Flecke wurde gepart. Der Bäuerin warf der Bauer Verschwendung vor, wenn sie reichlich und gut kochte;

die Folge war, daß fortan mageres Essen auf den Tisch kam und daß sich die Seinen hinter seinem Rücken satt aßen. Auch dem Vieh wollte er vom Futter abknappen. Die Pferde, welche Hafer kaum mehr zu sehen bekamen, sollten noch doppelte Arbeit leisten. Er, der früher bekannt gewesen war als Heger und Pfleger seines Viehes, mußte es erleben, daß ihm, als er mit den abgetriebenen Mähren durchs Dorf fuhr, das verhängliche Wort „Pferdeschinder!“ nachgerufen wurde.

Dabei gönnte er sich am wenigsten Ruhe von Allen, plagte und schand sich in gottserbärmlicher Weise. Hohläufig und ausgemergelt lief er einher, daß es ein Jammer war, anzusehen. Manchmal überfiel ihn, besonders bei der Mahlzeit, eine Schlafsucht, der er nachgeben mußte, er mochte wollen oder nicht. In der Kirche, wo er früher stets zu den Aufmerksamsten gehört hatte, schlief er jetzt schon im ersten Theile der Predigt ein. Des Nachts dagegen wachte er oft, erschreckte die Bäuerin durch Selbstgespräche und wildes Aufschreien.

Jemehr er seine Kräfte nachgeben fühlte, desto verzweifelter versteifte er sich darauf, seinen Willen durchzusetzen. Bößlich überkam ihn eine Art von Zwangsvorstellung. Da warf er sich mit allen Arbeitskräften, die ihm zur Verfügung standen, auf die Urbarmachung einer Halbe, die von einem eingegangenen Steinbruch zurückgelassen war. Die Seinen hielten ihm vor, daß man ja genug Ackerland besitze und daß die Arbeit zur Zeit an anderen Stellen brennend notwendig sei. Aber mit solchen Einwänden durfte man ihm nicht kommen. Wuthentbrannt wies er jede Widerrede zurück. Eine ganze wichtige Woche im September wurde so auf das Begräumen von Schutt und Sprengen von Steinen verschwendet. Und erreicht war damit nichts weiter, als daß ein Stück Land mehr da war, das unbrauchbar blieb für die Bestellung.

Mit aller Welt gerieth der Böttnerbauer neuerdings in Zwist. Ein einziges Wort konnte ihn derartig aufbringen, daß er alle Besinnung verlor und den Streit vom Zaune brach. Eines Tages ritt Hauptmann Schroff über das Böttnerische Gut. Er traf den Bauer bei der Feldarbeit, hielt sein Pferd an und redete den Alten in freundschaftlicher Weise an. Der Alte that, als habe er den Mann noch nie in seinem Leben gesehen, geschweige denn in vertraulicher Weise mit ihm verkehrt. Als der Hauptmann sich nach der Lage des Bauern erkundigte, ihn dabei an das Gespräch erinnernd, das sie im Frühjahr gehabt, da brach gänzlich unerwartet und unvermittelt aus dem Munde des Alten ein Schimpfen und Bettern los, Verwünschungen und Beschuldigungen gegen die Herrschaft, die ihm den Garaus machen wolle, so beleidigend und verlegend, daß der gräßliche Güterdirektor seinem Nenner die Sporen gab, daß er von dem alten Negrimm wegtam.

Mit Gemeinde und Behörde war der Böttnerbauer neuerdings ebenfalls zusammengelassen, und auch nicht zu seinem Vortheil. Der Dorfweg führte ein Stück entlang der Böttnerischen Grenze. Der Bauer hatte nahe am Wege eine Kiesgrube angelegt, aus der er seinen Bedarf an Sand zu Bauten und Wegeverbesserungen entnahm. Im Laufe der Zeit hatte sich durch Sandholen und Nachstürzen vom Munde das Loch vergrößert. Es drohte Gefahr, daß Fußgänger und Geschirre, namentlich bei Dunkelheit und Schneeverwehung, in die Grube stürzen und Schaden nehmen möchten. Die Gemeinde hatte daher das sehr begriffliche Verlangen an den Besizer der Kiesgrube gestellt, er möge zwischen Weg und Grube ein Geländer errichten. Der Böttnerbauer lehnte sich überhaupt nicht an dieses Ansuchen, das er als einen Eingriff in sein gutes Recht auffaßte. Darauf Beschwerde von Seiten der Gemeinde beim Landrath. Das Amt dekretirte, der Bauer habe das Geländer bis zu einem bestimmten Zeitpunkte herzustellen. Der Bauer ließ den Zeitraum verstreichen, ohne einen Finger zu rühren. Hierauf Strafverfügung von Seiten der Behörde. Der Bauer schimpfte und tobte; aber hier half all sein Sperren nichts. Er hatte sich selbst ins Unrecht gesetzt. Das Unbefohlene mußte schließlich ausgeführt werden und Strafe hatte er obendrein zu zahlen.

So that er in Allem gerade das, was ihn am meisten schädigen mußte. Es war, als ob der Teufel den alten Mann geblendet hätte. Die Bäuerin hatte nicht so ganz Unrecht mit ihrer Klage, daß ihr Bauer behert worden sein müsse.

Es gab in der That ein Schreckgespenst, das dem Bauern im Rücken saß, ein Wehrwolf, der ihn ritt, daß er halb wahnsinnig, nicht mehr wußte, wo ein und aus.

Seit er dem Händler den Wechsel unterschrieben, hatte der Büttnerbauer keine ruhige Stunde mehr gehabt. Kaum war Harrassowitz zum Hause hinaus gewesen, hätte er ihn zurückrufen mögen, ihm sein Geld zurückzugeben.

Dabei hegte er keinerlei bestimmten Verdacht gegen Harrassowitz. Er hatte den Händler nicht anders als freundlich und zuvorkommend kennen gelernt. Aber das Bewußtsein, daß es einen Menschen auf der Welt gab, von dem er abhängig war, der einen Zettel besaß, auf dem sein Name stand, und der durch diesen Fegen Papier sein Schicksal in Händen hielt, das war der Alp, der auf dem Manne lastete, das war das unheimliche Gespenst, das des Tages plötzlich vor ihm auftauchte, ihn besaß, wo er ging und stand, und ihn des Nachts vom Lager aufscheuchte.

In der ersten Zeit, als der Verfallstermin noch in weitem Felde stand, hatte er sich der Hoffnung auf einen guten Ausgang nicht verschlossen. Wenn die Ernte gut ausfiel, wenn hohe Preise wurden! Er hatte doch in anderen Jahren manchmal aus dem Roggen allein an zweitausend Mark erzielt. Warum sollte denn das nicht auch in diesem Jahre eintreten, wo Korn seine Hauptfrucht war? Stroh konnte auch verkauft werden, und vielleicht auch einige Fuder Heu. Auf diese Weise konnte hübsches Geld zusammenkommen, allein aus der Winterung. Und die Sommerfrüchte behielt er dann zur Deckung des Winterbedarfes und zum späteren Verkauf.

So rechnete der Bauer im Frühjahr. Dann kam der erste Milchschlag durch die verregnete Heuernte. Mit dem Heuverkauf war's also nichts; man mußte ja das Wenige, was man gerettet hatte vor dem Verderben, aufheben für den Winter. Die Korn-ernte war inzwischen beendet. Der Büttnerbauer hatte eine Menge Puppen setzen können; sein Feld hatte voll ausgelesen. Das Getreide war trocken in die Scheune gekommen.

Der Bauer besaß eine kleine Dreschmaschine und einen Göpel auf seinem Hofe. Das meiste ließ er freilich im Winter mit dem Handseglendreschen, nach alter Sitte; das Stroh blieb beim Handdrusch besser, und dann liebte er auch nicht die Neuerungen. Maschine blieb Maschine, wenn es auch nur ein einfaches Göpelwerk war. In diesem Jahre aber ließ er gleich mehrere Tage hintereinander mit dem Göpel dreschen. Er mußte ja Korn haben zum schleunigen Verkauf.

Der alte Bauer stand am Siebe, während Karl die Garben hineinschob und Therese draußen das Pferd antrieb. Der Bauer nahm selbst das Getreide ab und maß es nach.

Seine Miene wurde düsterer und düsterer. „'s schüttet ne, 's will ne schütten!“ erklang sein zweifelnder Ruf. Was nützte ihm das viele Stroh, wenn der Körnerertrag so gering war! Und dabei hatte er das Hauptkorn in diesem Jahre auf vorjährigem Kartoffellande gebaut, das noch reich an Dünger gewesen. Er hatte es an Sorge und Fleiß nicht fehlen lassen, und trotzdem kein Erfolg! Es waren die kalten Tage und Nächte im Anfange des Sommers gewesen, die den Landwirth um den Ertrag seiner Mühen betrogen hatten.

Schließlich lag das gesammte Ergebnis der Korn-ernte in einem stattlichen Körnerhaufen, durchgesiebt und durchgeworfen, von Spreu und Unkrautsamen sorgfältig befreit, auf dem Schlüßboden.

„Wenn's nu ad an Preis hätte!“ sagte der Büttnerbauer und schickte den Sohn in den Kretscham. Karl sollte dort ein Glas Bier trinken und bei der Gelegenheit im Kreisblatte nachsehen, was der Roggen jetzt gelte.

Karl kam mit der Nachricht zurück, daß Roggen pro erste Septemberwoche neunzig siehe. Kaschelernt

habe gemeint, der Preis werde in nächster Zeit noch viel tiefer sinken an der Börse, „von wegen der ausländischen Einfuhr,“ so berichtete Karl wörtlich, ohne zu verstehen, was das eigentlich heiße. „Wer flug handeln wolle, der hielte sein Korn bis zum Frühjahr, da werde es schon Preis bekommen,“ habe Kaschelernt gesagt.

Der Büttnerbauer konnte sich schon denken, mit welcher treuherziger Miene sein Schwager das gesagt haben mochte. „Halten bis zum Frühjahr!“ Der Schuft! Als ob der nicht ganz genau wisse, daß der Bauer verkaufen mußte unter allen Umständen und zu jedem Preise. Und derselbe Mann, der ihm hier so freundlichen Rath ertheilen ließ, war es, der ihm die letzte Hypothek stahl und Fall gekündigt hatte. Der alte Bauer griff sich an den Hals und schluckte, als sähe da etwas, was nicht hinunter wollte.

Der Büttnerbauer machte sich darauf ans Rechnen. Das war stets als eine geheimnißvolle Sache von ihm behandelt worden. Eine eigentliche Buchführung kannte er nicht. Das Wichtigste behielt er im Gedächtniß. Er wußte Ausgaben und Einnahmen, die er gemacht, von vielen Jahren her auf Heller und Pfennig anzugeben. Aber obgleich er für gewöhnlich nichts buchte, so machte er von Zeit zu Zeit doch einmal einen Abschluß. Dann gab es ein höchst umständliches Rechnen mit Kreide auf einer Tischplatte oder einer Thür. Die Sache nahm Stunden in Anspruch. Lange Zahlenreihen wurden aufgeschrieben, alle vier Spezies bemüht. Den eigentlichen Sinn aber dieser ganzen Rechnerei verstand nur der Büttnerbauer allein. Es war ein Vorgang, der auch äußerlich wie ein Geheimniß behandelt wurde, denn er duldete nicht, daß Jemand während der Zeit sich im Zimmer aufhielt. Die Seinen wußten das. Wenn es hieß: „Der Vater rechnet!“ hielt man sich wohlweislich fern, denn dann war nicht gut Kirichen essen mit dem Alten.

Auch diesmal hatte er eine verzwickte Rechnung angestellt. Das Ergebnis war ein sehr einfaches und in seiner Einfachheit bestürzendes: Achtshundert Mark! Auf mehr kam er nicht. Das war nicht annähernd genug zur Deckung des Wechsels und zur Bezahlung der Michaelis-Zinsen.

Der alte Mann ballte die Faust. Er wußte selbst nicht gegen wen. Wer war es denn, der die Schuld daran trug, daß ihm nicht der Lohn seiner Arbeit wurde? Sollte er den lieben Gott dafür verantwortlich machen, oder sollte er die Menschen bei dem lieben Gott verklagen? Wer war der Feind, wo die Macht, die ihn um das Seine gebracht hatte?

Der Bauer drohte in die leere Luft hinaus. Das war nicht zu fassen, für seinen Arm nicht zu erreichen: die Mächte, die Einrichtungen, die Menschen, welche Schuld hatten, daß sein Schweiß umsonst geflossen war. Irgendwo da draußen, unsäglich für seinen ungelehrten Verstand, gab es ungeschriebene Gesetze, die mit eherner Nothwendigkeit auf ihm und seinesgleichen lasteten, ihn in unsichtbaren Ketten hielten, unter deren Druck er sich wand und zu Tode qualte.

Das Exempel stimmte mit fürchterlicher Genauigkeit. Wenn er den Wechsel bezahlte, langte es nicht zu den Zinsen; bezahlte er die Zinsen, langte es nicht zum Wechsel.

Die einzige Hoffnung blieb jetzt, daß Harrassowitz Stundung gewährte.

Noch ehe der Verfalltag eintrat, fuhr der Büttnerbauer in die Stadt, er wollte mit dem Händler sprechen.

Als der Bauer das Produktengeschäft von Samuel Harrassowitz betrat, wurde ihm gesagt, der Chef sei noch nicht im Comptoir. Er ging daher fort und kam nach Verlauf von einigen Stunden wieder. Diesmal wurde ihm mitgetheilt, Herr Harrassowitz sei zu sehr beschäftigt, um ihn anzunehmen. Der Büttnerbauer ließ sich nicht so leicht abweisen diesmal. Es sei etwas sehr Wichtiges, „ane grüße Sache“, wie er sich ausdrückte, wegen der er mit Herrn Harrassowitz zu sprechen habe. Der Comptoirist, mit dem er bis dahin verhandelt hatte, rief einen anderen herbei, den er „Herr Schmeiß“ nannte.

Der junge Schmeiß schien bereits eingeweiht in

die Angelegenheit, denn er fragte den Bauern, sowie er dessen Namen gehört, ob er etwa wegen Stundung seines Akzeptis komme. Der alte Mann bejahte, etwas verwundert über die hochfahrende Art dieses Jünglings. Man solle doch ein paar Monate Geduld haben, bat er, bis er seinen Hafer rein habe und sein Korn vortheilhaft verkauft haben werde.

„Harrassowitz wird sich schwer hüten,“ meinte Schmeiß darauf. „Nicht wahr: damit Sie inzwischen Zeit gewinnen, die einzigen pfändbaren Objekte zu Geld zu machen, daß er dann das Nachsehen hat. Wir kennen das! Stundung giebt's nicht. Wenn Sie nicht rechtzeitig zahlen, müssen Sie die Konsequenzen auf sich nehmen, mein Vetter!“

Mit diesem Bescheide ließ er den verdügten Alten stehen.

Der Büttnerbauer blieb den ganzen Rest des Tages in der Stadt. Er hoffte Harrassowitz noch persönlich zu treffen. Er konnte nicht glauben, daß diese Antwort von dem Händler ausgehe, auf dessen gutes Herz er baute. Aber Sam blieb heute unsichtbar für ihn.

Dann kam er auf den Gedanken, zu dem Bankier zu gehen, der ihm neulich das Geld für die Hypothek gegeben hatte. Aber auch Herr Idor Schönberger ließ bedauern, ihn nicht annehmen zu können.

Unverrichteter Sache, schwerer denn je mit Sorgen belastet, fuhr der Büttnerbauer am Abend nach Halbenau zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sündholz-Baron.

Eine Münchener Silhouette. Von Ernst Krowoski.

Sündhölzchen! Kauft Sündhölzchen!“ — „Ach, der Herr Baron!“ riefen einige Stamm-tischler im Pichorrbräu.

„Baron?“

Verdächtige Benennung. Jedenfalls ein Epitheton. Oder so was Ähnliches.

Der Angeredete trat aus dem Schatten heraus zum Tische. Nun konnte man ihn ja voll ins Gesicht sehen. Ein langer, dürrer Kerl mit noch dümmern, hoch aufgeschossenen Säbelbeinen. Der abgeschabte Kittel, das sah man auf den ersten Blick, hatte „Pariser Schnitt“ und wurde von abgewekten Tuchknöpfen in den ausgefranzten Knopflöchern über der Brust zusammengehalten. Von einer Weste darunter oder gar von einem Hemde schien keine Spur zu sein; denn der nackte Hals mit dem vorne beim Sprechen auf- und abglutschenden Kehlkopf, vulgo „Sausknoten“, war von dem aufgeschlagenen schmierigen Rocktragen bedeckt. Besondere „aristokratische“ Gesichtszüge mochte man schwerlich entdecken, ausgenommen etwa die spitze, vorne geröthete Nasennase und der martialische Schnauzbart darunter.

Ueber das Alter des „Barons“ hätte man seinem reduzierten Aussehen nach kaum anderer Meinung sein können, als daß man einen starken Fünziger vor sich sehe. Dem war aber nicht so. Dieser Mann sieckte erst in den Dreißigern. Nur das schütterere, ergrauende Haar, welches um eine blanke Schädelglaze flatterte, die tief aus den Gesichtshöhlen unheimlich hervorflackernden Augen mit den verquollenen, röthlich-blauen Augendeln und triefenden Thränenläden davor, überhaupt die Verleibtheit, Abgegriffenheit des ganzen Menschen gab ihm ein älteres Aussehen.

Man sah es deutlich: Der „Baron“ war ein „Bohème“, eine jener modernen Gestalten, die ihr Leben aufs Nichts gestellt, die heute verthum, was sie morgen noch nicht haben, die, Abschaum und Geißel der sogenannten „Gesellschaft“ zugleich, ohne Grundsätze, ohne Zweck und Ziel dahin vegetiren im Qualm der Schänken, kurz, den Stempel vollständigster Verlotterung und Verrottung aller physischen und geistigen Kräfte offen auf der Stirn tragen.

Daß freilich eigenes Verschulden und zügelloser Leichtsinns sehr oft die traurige Ursache dieses Lebens sind, ist ja wahr.

Aber in den meisten Fällen war es Nothverfettung, Vereitlung aller Hoffnung, jedweden ernsten

Strebens, fortgesetztes Scheitern aller Existenzbedingungen, getäuschte Freundschaft, betrogene Liebe, unheilbares Siechthum an Leib und Seele . . .

Das legt sich wie Nektar in lähmend auf den Organismus, das bringt die Debe, das ertötet die Energie. Und dann kommt die Verzweiflung an Allem, an sich selbst; dann kommt die Resignation, die Gleichgültigkeit. Man empfindet das Dasein als furchtbare Last — und hat doch nicht den Muth, ihn durch resolute Zusammenraffen aller Kräfte eine bessere Wendung zu geben, oder aber durch freiwilligen Tod ein plötzliches Ende zu machen . . .

In diese trostlose Debe springen dann am Ende die Panther der Begierden, die lauernden Dämonen des Lasters, der Leidenschaften — da ist kein Halt mehr. Da frommt kein Gewissensmahner, kein Vorsatz, kein Wille zur Selbstbefreiung. Man versumpft, man versinkt im schwellenden Brodem des thierischen Lebens — und die Gefängniszelle, wenn gut geht, das Armenasyl oder gar die Irrenstation winkt als letzte Etappe der Erlösung . . .

Der „Baron“ war keiner von diesen Unglücklichen, Beklagenswerthen.

Und als er nun, aufgefordert von jenen fröhlichen Zechstumpen aus der Studentenschaft, Platz nehmen durfte am Tische, war er plötzlich ein Anderer. Mit peinlichster Grandezza verneigte er sich, faltete seinen schmierigen Filz zusammen, um ihn zwischen die spitzen Kniee zu klemmen, strich mit den langen, feinen Fingern den Schnauzbart zurecht, zupfte den Rockfragen ordentlich in die Höhe und griff zum dargereichten Bierkrüge.

„Mit Erlaubniß, meine Herren, Prost — ex . . .“

Als er den Beeren abgeseht hatte, blickte er siegsbewußt kollegial nach allen Seiten . . . Jeder Zoll „Baron!“ Und dann stimmte er mit krächzender Kehle das Goethesche „Ergo bibamus“ an.

Alle lachten unbändig.

Unser „Baron“ zwinkerte und kniff mit dem rechten Auge, so als trübe er darüber ein Fensterglas, rechte monocle, wie ehemals und verzog die Mundwinkel zu einem sehr distinguirten baronischen Lächeln.

„Ja, meine lieben Couleurbrüder . . .“

Neues Lachen und „Oho“.

„Pardon, meine Herren! Aber man fühlt sich doch nun einmal unter dem Plebs misera contribuens nicht heimisch. Man kann, Sie wissen das sehr wohl zu würdigen, seinen Stammbaum nicht verleugnen. Geburtsadel — Kanaille bleibt doch Kanaille, meine Herren! Präsentirt mir irgend so'n lumpiger Plebejer ein Gläschen oder 'ne Zigarre, nun da bin ich gerade kein Unmensch und akzeptire. Aber mit welcher famibalistischem Widerwillen! Mit welcher pyramidalen Verachtung! Man hat nun einmal blaues Blut in den Adern, meine Herren! Und das Geschlecht Derer „von Rökönig“, das mir — unser „Baron“ warf sich dabei mit der gespreizten Rechten stolz in die Brust — anzugehören die Ehre hat, war niemals meiner unwürdig . . .“

„Bravo! Bravissimo! Der „Baron“ hat Recht!“ scholl es von allen Seiten. Und mancher der fideles Couleurbrüder hielt sich sein feistes Bierbüchlein vor Vergnügen, als der Herr „Baron“ etwas indignirt aufstand und sich empfehlen wollte.

„Dollah, Baröndchen, noch ein Schächtelchen Wachszündhölzer!“

Der Angerufene griff instinktiv in seine Rocktaschen und überreichte die Gewünschten nach verschiedenen Seiten — gegen gnädigste Empfangnahme von einem Silberzwanziger natürlich, worauf er stolz hinausschritt . . .

„Scheint ein närrischer Kauz zu sein, dieser Baron,“ ließ sich jetzt ein junges Fuchlein vernahmen.

„Total verbummeltes Genie!“ schnarrte mit sonorer Bassstimme ein bemoostes Haupt. „Nebrigens, den kenn' ich schon manch' Semester. Und seine Lebensgeschichte kenn' ich auch. Hat mehr wie sechzehn Semester Universitäten gebummelt. Kolleg natürlich immer geschwänzt. Fabelhaftes Rindvieh, das. Aber

überall bekannt wie 'n Pudel. Setzt und Rothspion stößt in Strömen. Weiber, Pferde, Kommerse, Diners kosteten immenses Geld. Na, war ja der einzige Junge — und sein Alter hatt' es reichlich. Schließlich that der ihm noch den Gefallen, ins Grab zu beißen. Kolossale Erbschaft! Nun fing erst recht das Leben an. Erbgüter wurden peu à peu verfilbert. Berlin oder München heute, Monte Carlo oder Ostende morgen. Hazardspiele, Weiber, Pferdesport. Und dann hatte der Kerl fabelhafte Passionen. Ließ sich nie von deutschen Schneidern seine Anzüge banen. „Kanailles“ das! Aber Pariser Mode, ja das wäre ganz was Exquisite, Bornehmes! Fuhr immer extra nach Paris, sich neue Kleider anmessen zu lassen. Dito Anprobe in Paris. Na, Pariser Pflaster kostet schwer Geld. Und dann in Deutschland zahlreiche Freunde, die auf des Barons Unkosten lebten, sybaritische Schlemmerfeste, mit Weibedekoration natürlich, Bier-lang-fahren — anders that er's nicht. Na und eines Tags war die ganze Herrlichkeit zum Teufel — unser Baron saß auf dem Pflaster . . .

Aber nicht lange, hatt' Euch der Kerl den Einfall, 'nem armen Teufel ein Loos der preussischen Klassenlotterie abzukaufen. Und, denkt Euch, gewinnt er den Haupttreffer! Daß nun der Tanz von vorne anging, ist selbstverständlich. Und das Geld rasch an den Mann zu bringen, dazu befah der Mensch eine pyramidale Virtuosität — bald sah er wieder auf . . .

Es mag nun unglaublich erscheinen, aber der Lotterieteufel warf ihm zum zweiten Male einen Haupttreffer in den Schooß . . .

Nun war der Mann verloren. Dies Glück machte ihn blind und taub gegen alle Vernunft. Er vermaß sich darauf, wie der Graf in Uhlands „Glück von Ehenhall“ — da kam's nicht mehr wieder. Von Allen, die mit ihm gepreßt hatten, verlassen, sank er von Stufe zu Stufe — und für den adeligen Namen Derer „von Rökönig“ giebt kein Verfaßamt einen rothen Heller! — Canis a non canendo* . . . Prost!“

* * *

Seit Jahren ist der „Zündholzbaron“ eine lächerliche Figur unter der Studentenschaft. Man uzt und äßt ihn, man treibt allerhand Muthwillen und Schabernack mit ihm.

Vollends in der Karnevalszeit! Da muß er den Bajazzo machen.

Ach, das wär ja so lustig — wenns nicht doch gar so traurig wär!

Aber unser „Baron“ empfindet nicht mehr die Tragik, welche mit ihm Komödie treibt. Ja, er bildet sich noch was daraus ein: er ist stolz auf das Epitheton „Zündholzbaron“, welches ihm einst ein bekneipter Bruder Studio in pamphletischer Absicht an den Rockschooß geheftet und das nun an seinem Namen hängen blieb . . . Er mußte doch irgend einen Erwerb treiben — der lieben Polizei wegen. Also handelte er mit Zündhölzchen. Nicht, daß er dabei eine jämmerliche Existenz fände. Aber dies traurige Scheingewerbe hielt ihm doch alle polizeiliche Belästigung vom Nacken. Und dann hatte es ihn doch in studentische Kreise geführt, wo er nun seit Gedenten als Pilz auf ihren Bier- und Speiseresten wucherte, und wo er heimisch geworden war — aus Tradition und studentischem Uebermuth . . .

Was liegt auch dem an voller Tafel prunkenden Leben daran, wenn sich ein Auswürfling an den Tropfen und Schaumblasen erlaube, die es vom gährenden Kelche achlos übermüthig verspritzt!

Was fragt überhaupt das Leben nach Leben?

Was fragt der blühende Weizen nach dem Unkraut, das an ihm herumtschmarozt?

Was kümmert es Mutter Natur, wenn eins ihrer Individuen zur sachlichen Nummer, die nicht mehr zählt, heruntersinkt?

Und die Erde ist barmherzig: sie liebt den Edlen, den Höhemmenschen, wie den Unhold und Ueber-

* Hund wird „canis“ genannt, weil er — nicht singt (non canit).

zähligen mit gleicher Liebe. Ach, und sie zahlt mit gleichem Maße: Was uns vom Leben übrig bleibt nach dem Tode, das bettet sie sorglich in ihrem weichen, kühlen Mutter Schooße, das giebt sie einst als Staub- und Aschenhäufchen zurück, welches vielleicht als schillerndes Sonnenstäubchen vor dem lachenden Auge unserer Enkel auf- und niederschwebt und um deren Freudenbecher als stummer Mahner kreist . . .

Aus dem Papierkorb der Zeit.

Zu unseren Bildern. „Hol über!“ tönt es laut und vernehmlich von den Lippen der jungen, kräftigen Bauernbirne, die gewiß schon eine geraume Zeit nach dem braun gebrannten Wurfchen im breiten Stiefel ausgehauet und gerufen hat.

Aber jetzt hat er sie auch verstanden, und das frohe Schwanken der Mähe scheint zu sagen, daß er sie doppelt so schnell und sicher zum anderen Ufer bringen wird. Freilich, ob die Ueberfahrt für sie darum auch so billig werden wird, wie für jeden zbeliebigen Dritten?

Ihren Ridel wird er ihr zwar gewiß gerne schenken, aber — aber es giebt auch noch anderen Fährzoll, den solch ein junger Schifferknecht erheben könnte und der ihm viel werthvoller dünkt, als der schneöde Mammon. Wird sie ihm den alsdann verweigern, jetzt, da Alles ringsumher nach neuem Licht und Leben drängt, da der Frühling wieder über die Berge gestiegen ist und auch die Menschenbrust aufs Neue ein unbestimmtes Sehnen nach Sonnenglanz und Glück und Liebe schwellt?

Ah! und wie bald, wie bald ist Jugendkraft und Jugendzeit entschwinden; wie schnell hat alles neue Lenzesstreben im Sommer sich ausgereift und ausgeblüht, und, ehe wir's vermuthen, rauscht, wie auf unserem anderen Bilde, aus den entlaubten Zweigen uns der Herbst entgegen.

Sei er uns darum eine Mahnung, nicht den hübschen Rehrreim des bekannten altväterlichen Volksliedes zu vergessen, der da lautet:

Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Kämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht.

Schnikel.

Im Stadtrath zu Glasgow sprach sich das älteste Mitglied gegen Gründung von Volksbibliotheken aus. Er meinte, er habe nur einen Menschen in seinem ganzen Leben kennen gelernt, dem eine solche Bibliothek genügt habe. Dieser habe dort einzig Das gelernt, wie man Schnaps bestillren könne, ohne Steuer zu zahlen.

Alles Gute wird nur im Kampfe errungen, und nur das erkämpfte Gute ist ein Gut.

Ein Mensch, der viele Schulden machte, sagte, es gäbe vielerlei Liebhabereien: der Eine sammle Münzen, der Andere Schmetterlinge u. s. f., er lege sich eine Sammlung von Kontos (Rechnungen) an.

Ich möchte was darum geben, genau zu wissen, für wen eigentlich die Thaten gethan worden sind, von denen man öffentlich sagt, sie wären für das Vaterland gethan worden.

Ich kann freilich nicht sagen, ob es besser werden wird, wenn es anders wird; aber so viel kann ich sagen, es muß anders werden, wenn es gut werden soll.

Das Sprachrohr und der Mund.

Man würde dich gewiß nicht auf fünfhundert Schritte hören, sagte das Sprachrohr zum Munde, wenn ich nicht den Schall zusammenhielte. — Und dich würde man nirgends hören, versegte der Mund, wenn ich nicht spräche.

Wiedergeburt.

Wo immer Verwesung ein Saatkorn hängt,
Die Welt sich wieder neu verjüngt.

Gefährliches Spiel.

Jene, die des Fortschritts spotten,
Gleichen den Motten.
Sie glauben zu spielen mit dem Licht,
Daß die Flamme mit ihnen spielt, ahnen sie nicht.

Einstrich und jetzt.

Seit man die Frommen im Lande schägt,
Ist Mancher zum Weien erbötig;
Einstrich hat der Glaube Berge versegelt —
Jetzt — hat er's nicht mehr nötig! s. z.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.